

Es lag nicht allein am nächtlichen Nebel, der den Hof einhüllte. Der große Lastwagen, ein schwarzer Schatten in der Dunkelheit, kauerte am Boden wie ein monströses Tier, voller Leben, von eigenem Willen erfüllt. Zumindest auf jene, die den Bestimmungsort des Lasters kannten und um das Schicksal der Kinder wußten, die in diesem Moment auf die Ladefläche gehoben wurden, wirkte er so – ein Tier, das sein riesiges Maul aufriß und einen kleinen weichen Fleischklumpen nach dem anderen verschlang.

Die Kinder selbst begriffen nichts, natürlich nicht. Sie besaßen nicht genügend Verstand, um irgend etwas zu begreifen.

»Auspflug! Auspflug!«

Eines der Kinder, ein Junge, dessen Fähigkeit zu sprechen trotz seiner Größe immer noch zu wünschen übrig ließ, winkte die ganze Zeit, ausgelassen und freudig, während er von einem SS-Mann auf den hinteren Teil des Lasters gehoben wurde. Neben den Jungen wurde ein Kind gesetzt, dessen Kopf unübersehbar aufgebläht war. Als das Kind, es litt an Hydrocephalie und hatte einen kürbisförmigen Kopf, das Wort »Auspflug« hörte, stieß es ein affenähnliches Geheul aus, wobei sich seine merkwürdig alt wirkenden Gesichtszüge verzerrten, als würden sie zer-

quetscht. Das Kind lachte. Es lachte, obwohl es normalerweise verschlossen war und die Ärzte kaum öfter als einmal im Monat anlächelte.

»Wohin fährt das Auto, Tante?« fragte ein etwa siebenjähriger Junge, der aufgrund seiner gelähmten Beine vom Eingang der Anstalt zum Laster getragen werden mußte. Das Gesicht der ihn begleitenden Krankenschwester, einer Nonne in mittleren Jahren, war verzerrt – ein Abbild der Fassungslosigkeit und der Pein. Sie drückte den Jungen an die Brust, die Wange an seine dünnen Beine geschmiegt, die so schlaff waren wie altes Gemüse.

»Wohin fahren wir?«

»Ihr alle«, sagte die Nonne und hob schließlich den Kopf, um in das kleine Ohr des Jungen zu flüstern: »Ihr alle kommt in den Himmel.«

»Wirklich?«

»Aber ja! Ganz sicher!«

Sie umarmte den Jungen noch einmal, dann hob ihn ein SS-Mann in die Höhe und beförderte ihn mit einem achtlosen Wurf auf den Laster.

Eine andere Nonne hatte ebenfalls einen Jungen auf dem Arm, ein wieselflinkes Kind, das am Ende sonstwohin laufen würde, wenn sie es losließ. Trotz seiner Flinkheit und seines Alters (der Junge war bereits acht), war er, wenn er sprach, nur zu einer Nachahmung dessen imstande, was andere sagten.

»Gute Reise!« sagte die Krankenschwester und übergab den Jungen kräftigen muskulösen Armen, einer davon mit einem Adler und einer Hakenkreuzbinde geschmückt.

»Gute Reise, gute Reise«, murmelte das Kind, ohne zu begreifen, was es sagte. Dann – wegen der drangvollen Enge vielleicht, in die es hineingepreßt worden war – begann es plötzlich laut zu greinen.

Die Plane über der Ladefläche wurde herabgelassen und befestigt, dann begann der Motor zu dröhnen. In diesem Moment hörten die um den Laster stehenden Schwestern, daß die geistig behinderten Kinder, für die sie so lange gesorgt hatten, sangen, ein Gewirr von Stimmen, die nur selten die richtige Melodie trafen. Es war ein äußerst simples Lied, das sie irgendwann endlich gelernt hatten, doch angesichts ihrer geistigen Fähigkeiten war auch das keine geringe Leistung.

Das Kätzchen mit den goldnen Augen,

das liebe Kätzchen sagt *miau*:

Da wird's den Mäusen allen flau.

Die Scheinwerfer zerschnitten die Dunkelheit, die dicken Reifen wirbelten Dreck auf, der feucht war vom Reif. Der einem monströsen Tier gleichende Laster brummte auf und setzte sich in Bewegung. Nachdem er das Krankenhaustor passiert hatte, wurde er zusehends schneller, während das Motorengeräusch verebbte und sich schließlich in der Ferne verlor.

Eine der Schwestern, eine dicke, häßliche Frau, stieß einen langen Seufzer aus. Sie wurde von allen »Keif-Ente« genannt und war für ihre Strenge bekannt, eine Frau, die gelegentlich sogar Freude an ihrer eigenen Härte zu empfinden schien. Oft zog sie die Kinder, die kaum in der Lage waren, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden, an den

Ohren oder schlug sie, bis blaue Flecken ihre Gesäße übersäten. Doch jetzt überließ sie sich den Tränen, die über ihre häßlichen schlaffen Wangen rannen, rang die Hände und sagte ein ums andere Mal: »Meine Kinder, die Kinder, die ich umsorgt habe, was sollen sie nur ohne mich tun?«

»Die brauchen uns nicht mehr!« sagte mit gehässigem Unterton eine junge Schwester zu der alten Jungfer neben ihr, die hemmungslos weinte. »Um die kümmert sich jetzt das Gas!«

Aus den dunklen Wolken, die sich ab 1933 mit rasender Geschwindigkeit über Europa zusammengebraut hatten, schossen bald furchterregende Blitze, und ein Sturm tobte über den Kontinent, den wir den Zweiten Weltkrieg nennen. Er wütete durch endlose Regionen, aber weit schlimmer, weit grauenvoller, als blanker Wahnsinn hätte wüten können. Denn mit ihm ging von Anfang an eine dem Wahn entsprungene präzise Planung und Ordnung einher.

In Afrika stiegen aus brennenden Panzern, die in den in endloser Monotonie sich erstreckenden Dünen liegengeblieben waren, Tag und Nacht schwarze Rauchsäulen in den Himmel. Leichen schwellen wegen der glühenden Sonne und der vom Sand abstrahlenden Wärme umgehend an, bevor sie zusammenschrumpften und alsbald zu Staub zerfielen. In Rußland ging es schmutziger zu. Wenn T 38-Panzer deutsche Transporteinheiten überholten und einschlossen, quollen aus den aufgerissenen Leibern der

Packpferde, die stumm zu Boden stürzten, die Eingeweide und verbreiteten wie die Leichen der Soldaten einen entsetzlichen Gestank. Nur im Winter, wenn der Schnee Kadaver und Leichen bedeckte, stank es nicht. Der Krieg fand seine Opfer aber nicht nur in Afrika und Rußland. In vielen anderen Ländern, in zahllosen Städten wurden Menschen unter Schuttbergen begraben, verschmorten in Kellern Säuglinge. Das alles war Alltag, trivial und gewöhnlich.

Mit wahrhaft eisernem Willen schickten die Nationalsozialisten unzählige Menschen in eine perfekt organisierte Hölle. Die Kaltblütigkeit, mit der sie dabei zu Werke gingen, die Sorgfalt, die sie auf jedes Detail verwandten, waren bis dato unbekannt in der menschlichen Geschichte. Juden, die das Blut von Ariern »besudelten«, Staatsverbrecher, deren einzige Schuld darin bestand, unkooperativ zu sein, waren die Opfer und verschwanden über Nacht mitsamt ihren Familien, eine Folge des berüchtigten »Nacht-und-Nebel«-Befehls, der von dem Mann aus Braunau stammte. Die Zahl der in Konzentrationslagern wie Auschwitz, Dachau, Treblinka, Bergen-Belsen oder Sachsenhausen zu Tode Gekommenen übersteigt jede Phantasie. Seit dem Beginn der Geschichte hat kein Land der Erde in einem mit Eisen und Pulver ausgefochtenen großen Krieg eine Zahl von Gefallenen zu beklagen gehabt, die dieser auch nur annähernd gleichkäme.

Doch das waren nicht alle, die in Gaskammern und Öfen ausgelöscht wurden. Es gab andere – Patienten, die in abgeschiedenen Krankenhäusern lebten, von denen die Öffentlichkeit kaum etwas wußte. Im Grunde hatte man sich bereits mit der Sterilisation von Geisteskranken beschäftigt, ehe man sich der Rassenfrage zuwandte. Das »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« hatten die Nationalsozialisten im Juli 1933, kurz nach der Machtergreifung, erlassen, während das »Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« und das »Gesetz zum Schutze der Erbgesundheit«, mit denen die Vertreibung der Juden aus der Gesellschaft erreicht werden sollte, erst 1935 erlassen wurden. Der Gesetzentwurf zur Frage der Sterilisation war von wissenschaftlicher Systematik geprägt und unterschied sich in seiner generellen Aussage kaum von den eugenischen Gesetzen anderer Länder. Was sich unterschied, war die Praxis: Während anderswo diese Gesetze nur in wenigen Fällen zur Anwendung kamen, wurden in Deutschland bereits im ersten Jahr über 56 000 Patienten sterilisiert. Der Prozeß, der von diesen Anfängen zur Euthanasie für Geisteskranke – schrecklicher noch: zu ihrer Ermordung im Feuer – führte, übersteigt zwar unsere Vernunft ebenso wie jener Prozeß, der mit dem Boykott jüdischer Geschäfte begann und mit der Auslöschung der Juden endete, war aber möglicherweise ein naheliegender Automatismus.

Ende 1939 wurden die ersten Geisteskranken im Rahmen des Euthanasieprogramms ermordet. Doch zunächst mußte dieses Programm wieder abgebrochen werden, da

seine Auswirkungen auf die öffentliche Meinung im In- und Ausland verheerend waren und ihm vor allem die Kirchen mit massiver Kritik begegneten. Im Jahr 1941 allerdings – dem Jahr, in dem die Wehrmacht die Grenze zur Sowjetunion durchbrach – fand in der Berliner Reichskanzlei eine Tagung statt. An ihr nahmen über fünfzig Personen teil – namhafte Direktoren von Nervenheilstätten, Professoren und Staatsanwälte von höheren Gerichten. Die Tagung, nur dem Namen nach eine wissenschaftliche Konferenz, hatte nur einen Zweck – nämlich die Teilnehmer, denen man zu erscheinen befohlen hatte, mit einem Befehl bekannt zu machen, der im großen und ganzen folgendes besagte: Das Euthanasieprogramm würde fortgesetzt werden, jedoch in einer anderen als der bisherigen Form, so daß unter keinen Umständen etwas nach außen dringe. In Berlin würde ein Fachausschuß gebildet werden, und der »Gnadentod« würde nur in jenen Fällen genehmigt werden, in denen die Zustimmung des Vormunds einer zu tötenden Person vorliege und juristische und medizinische Kontrolle gewährleistet seien. Betrachtet man nur den Wortlaut dieses Befehls, ist ihm eine gewisse Angemessenheit und Systematik nicht abzusprechen, doch liegt es in der Natur von Vorschriften, daß sie rein äußerlich gesehen sinnvoll und systematisch wirken. Nur einer der Teilnehmer, ein betagter Professor, war mutig genug, den Kopf zu schütteln. Still, als wäre er in Gedanken versunken, als bemerkte er nicht, was er tat, schüttelte dieser Mann den Kopf. Doch abgesehen von diesem stummen, kaum wahrnehmbaren Protest, war auch der Professor machtlos.

Es dauerte nicht lange, bis man in verschiedenen Regionen in aller Stille die ersten Patienten aus den Nervenheilanstalten abtransportierte, Langzeitpatienten und solche, die als unheilbar angesehen wurden. Später erhielten deren Familien eine äußerst schlicht gehaltene Nachricht:

Herr/Frau/Fräulein XY. Vorstehend genannte Person ist verstorben und
eingäschert worden. Das Abholen der Urne wird
hiermit genehmigt. Etc. etc.

Das Telefon läutete; es war der Hausanschluß. Karl Kersenbrock sah von dem Buch auf, das vor ihm auf dem Tisch lag, und griff nach dem Hörer. Er war fast vierzig, ein ziemlich großgewachsener Mann mit scharfgeschnittener Nase. Am Apparat war eine Krankenschwester.

»Der Patient Mekum ist verstorben, Herr Doktor.«

Kersenbrock nickte, aber seine etwas müde wirkenden grauen Augen zeigten keinerlei Gefühl.

Er verließ das Zimmer und ging mit raschen Schritten den Flur zur Krankenstation hinunter. Wenn er zu Fuß unterwegs war, sah man, wie schlecht seine Haltung war, nach vorne gebeugt, so daß sein Rücken fast einem Buckel glich. Tatsächlich war seine Wirbelsäule gekrümmt, die Folge einer langjährigen Wirbeltuberkulose, weshalb es ihm unmöglich war, sich zu ganzer Länge aufzurichten. Um so schneller allerdings bewegte er seine langen Beine voran, in derart regelmäßigen Schritten, als hätte er soeben die Abschlußprüfung in Spandau hinter sich gebracht. Dabei war ihm nichts fremder als der Soldatenrock, selbst einer Einberufung war er aufgrund seiner Krankheitsgeschichte entgangen.

Am Eingang zur Altenstation hielt ihm die Krankenschwester die schwere Eisentür auf, und Kersenbrock ge-

stattete sich ausnahmsweise eine persönliche Bemerkung, im selben Ton, in dem er normalerweise medizinische Fachausdrücke benutzte.

»Ganz schön kalt heute, was, Fräulein Lola!«

Die Krankenschwester, die hinter ihm herging, hatte registriert, daß er sie – anders als sonst – mit dem Vornamen und nicht mit dem Familiennamen angesprochen hatte. Er freut sich, dachte sie, wußt ich's doch. Mich kümmert es zwar auch nicht sonderlich, daß der alte Mekum, der ständig nur Scherereien machte, gestorben ist, aber leid tut er mir irgendwie schon. Doktor Kersenbrock dagegen hat nicht das geringste Mitleid, sondern ist außer sich vor Freude, endlich das kranke Gehirn des Alten in die Finger zu bekommen.

Bei dem Toten, einem alten Mann, dessen Leben seit langem über bloßes Vegetieren nicht mehr hinausgegangen war, hatte bereits die Leichenstarre eingesetzt. Neurosyphilis hatte sein Gehirn befallen und dessen Besitzer in ausweglose megalomanische Vorstellungen getrieben. Gelegentlich hatte er sich die Kleidung vom Leib gefetzt und die zu einer Kugel zusammengerollten Fetzen an die Brust gepreßt, seinem Bekunden nach – wahrlich! – das Kind des neuen Menschen. Sperrte man ihn in eine Einzelzelle, geriet er außer sich und schlug fluchend und geifernd auf die Tür ein. Man unterzog ihn einer Fieberbehandlung, aber auch die blieb erfolglos, an seinem verzerrten Denken änderte sich nichts, und weitergehende Behandlungen erwiesen sich wegen seiner Hinfälligkeit als unmöglich. Solche Patienten konnte man nur noch sich selbst überlas-

sen. In Zeiten gesteigerter Erregung schloß man sie in Einzelzellen, um andere nicht zu gefährden, darüber hinaus konnte man nur warten, bis ihre physische Schwäche alle Probleme löste. Und so war es auch in diesem Fall gekommen. Mekum lag da, die Augen geschlossen, die Gliedmaßen steif, angekommen in jener Welt, in die er, glaubte man seinen Behauptungen, schon zu Lebzeiten zahllose Male gereist war. Seine Haut wirkte bereits glanzlos, auf den eingefallenen Wangen waren einige Bartstoppeln zu sehen, und auf der kraftlosen Brust zeichnete sich jede Rippe einzeln ab – nicht mehr als ein von einer dünnen Hautschicht bedecktes Skelett.

Kersenbrock wandte sich um und nickte der Schwester zu. Er befahl ihr, die Leiche in den Sezerraum zu bringen, und ging dann wortlos, den Rücken leicht gebeugt, zum Hauptgebäude zurück. Der Flur hallte von seinen Schritten wider. In Augenblicken wie diesen sah der knapp vierzigjährige Arzt wesentlich älter aus, als er war. So, als raubte ihm das in Formalin eingelegte menschliche Gewebe, das täglich durch seine Hände ging, nach und nach jede Vitalität. Jedenfalls wirkte er so auf die Schwester, die ihm nachsah.

Kersenbrock wohnte in der nahen Ortschaft zur Miete, in einer Wohnung im ersten Stock, gelegen über der Praxis eines Fußpflegers, und fuhr mit dem Fahrrad ins Krankenhaus. Trotz seines Alters war er immer noch ledig, ein Umstand, den die Krankenschwestern als gottgegeben ansahen. Für sie war er, der nie ein scherzhaftes Wort an sie richtete, nichts als ein weiterer uninteressanter Arzt. Ein

seltsamer Kauz! dachte die Schwester, die ihm mit einem Achselzucken noch immer nachblickte. In wenigen Minuten wird er mit unbewegter Miene den Schädel des alten Mekum aufsägen und sein Gehirn herausholen! Du lieber Gott!

Auch nach der Rückkehr in sein Zimmer hatte sich an Kersenbrocks ausdrucksloser Miene nichts geändert; wie abwesend saß er in seinem Drehstuhl. Sein ganzes Denken wurde von dem Gehirn beherrscht, das er soeben gesehen hatte. Diese graue wabbelige Masse und die unzähligen Erzdern darin, die darauf warteten, von ihm freigelegt zu werden. Bei Patienten mit progressiver Paralyse, wie beispielsweise Mekum, nahm im Gehirn die Zahl kolloidaler Zellen zu. Die Struktur dieser Zellen war bislang unbekannt, fest stand nur, daß sie sich vermehrten. Und genau diese kolloidalen Zellen waren es, mit denen Kersenbrock sich seit langem beschäftigte. Doch bei seiner Arbeit war er unerwarteterweise auf ein Hindernis nach dem anderen gestoßen. Am problematischsten war es gewesen, die Zellpräparate zu färben, denn mit den üblichen Färbemethoden war ihnen nicht beizukommen. Doch mittlerweile, nachdem Kersenbrock es mit allen erdenklichen Methoden versucht hatte, war der Erfolg zum Greifen nah, dank einer von einem Japaner entwickelten Färbemethode, von der er zufällig gehört hatte. Wenn er das Gehirn des gerade verstorbenen Mekum zerschnitt und zu Präparaten verarbeitete – was in etwa zwei Monaten der Fall sein sollte –, würde er vielleicht, wenn alles gut ging, wunderbar eingefärbte kolloidale Zellen unter dem Mikroskop betrachten können.

Die Färbemethode beruhte auf Cajals Methode, eine Weiterentwicklung, die sich einem Japaner namens Tsujiyama oder so ähnlich verdankte, und Kersenbrock hatte von ihr nur durch einen unwahrscheinlichen Zufall erfahren. Ein in Deutschland forschender japanischer Pathologe, zur Zeit Patient im Krankenhaus, war mit Tsujiyama befreundet. Kersenbrock interessierte sich für diesen Mann, der Tsujiyama oder so hieß und den er nur dem Namen nach kannte, ebenso wie er sich für den Japaner interessierte, der ihm von Tsujiyama erzählt hatte und nach dem er, wie er in diesem Moment bemerkte, schon einige Zeit nicht mehr gesehen hatte. Aber schließlich war er für annähernd hundert Patienten zuständig und hatte einfach keine Zeit, sich gründlich um einen Patienten zu kümmern, selbst wenn dieser in gewisser Weise einen Sonderstatus genoß.

Plötzlich hatte er eine Idee und griff zum Telefonhörer ...

Kersenbrock schickte den Pfleger, der den Patienten zu ihm gebracht hatte, auf die Station zurück und bot dem kleingewachsenen Japaner mit ausgesuchter Höflichkeit einen Stuhl an, wobei er ihn unauffällig beobachtete. Der Zustand des Kranken differierte nämlich von Tag zu Tag erheblich.

»Und wie geht es Ihnen? Gut, wie mir scheint!«

»Danke, Herr Doktor«, sagte der Japaner, nur kurz die

Augen hebend. Er wirkte in sich gekehrt. Dann plötzlich sprudelte es aus ihm heraus: »Haben Sie etwas von meiner Frau gehört? Warum kommt sie nicht zu Besuch? Es kann doch nicht sein, daß ihr etwas zugestoßen ist, nicht wahr, Herr Doktor? Sie hat einen Ausweis. Trotzdem, solange ich nicht bei ihr bin Was meinen Sie, Herr Doktor?«

»Mit Ihrer Frau ist alles in Ordnung«, sagte Kersenbrock langsam und versuchte, überzeugend zu klingen. »Vergessen Sie nicht, daß mein Land und Ihres, Herr Takashima, miteinander verbündet sind! Aber im Fall Ihrer Frau dürfte es eben schwierig sein, die Papiere zu bekommen, die für eine Reise erforderlich sind. Das ist sicherlich alles.«

»Ja.« Takashima nickte kurz, dann blickte er vom Fußboden auf und sah den Arzt mit doch großer Skepsis an. »Aber in den Zeitungen lese ich, daß dauernd Hinrichtungen stattfinden. Es war von Hochverrat die Rede, dabei hat ihr Vater nichts, aber auch gar nichts Unrechtes getan, und da man nun meine Frau, und sei es aufgrund eines Mißverständnisses, verhaftet hat – meine Frau ist keine Jüdin mehr, sie ist meine Ehefrau, die Frau eines Japaners, so steht es auch in ihrem Paß. Weshalb man sie auch wieder entlassen hat. Aber irgend etwas muß hinter diesem Vorfall stecken. Es kann doch niemand bezweifeln, nicht wahr, daß meine Frau jetzt Japanerin ist!«

Kersenbrock hörte seinem Patienten, der von irgendeiner Idee besessen schien, mit ernster Miene zu und tröstete ihn dann geduldig. Die Hinrichtungen, von denen die Zeitungen berichteten, hätten mit seiner Frau nicht das

geringste zu tun, vielmehr habe es sich um schändliche Verräter gehandelt, deren Entfernung aus der Volksgemeinschaft nur natürlich gewesen sei. (Unbewußt bediente sich Kersenbrock des Vokabulars, das von den Zeitungen verwendet wurde, doch persönlich empfand er nichts dabei. Er lebte in einer anderen Welt.) Takashimas Frau sei mit einem Bürger eines verbündeten Staates verheiratet und genieße als solche gebührenden Schutz. Überdies würden binnen kurzem die gemeinsamen Feinde besiegt sein. Und deshalb sei auch der Tag nicht fern, an dem er, Takashima, nach Japan zurückkehren könne.

Der kleingewachsene Japaner zeigte offen seine Dankbarkeit, er nickte: »Danke, Herr Doktor!« Doch sogleich verdüsterte sich seine Miene wieder, so, als versinke er abermals in Gedanken. »Aber es gehen seltsame Dinge vor, ich kann mir nicht helfen. Ich war krank, ja, und ich habe großen Respekt vor der deutschen Medizin. Ich hätte jedoch einen Wunsch, Herr Doktor: Ich möchte, daß Sie mich einmal einem japanischen Arzt vorstellen. Meine Art von Krankheit bringt es mit sich, daß ich mich nur einem Landsmann wirklich verständlich machen kann. Von meinem Freund Sato habe ich vor einigen Tagen einen Brief erhalten, aber es muß nicht unbedingt Sato sein. Es müßte auch andere japanische Ärzte geben, solche, die nicht so weit entfernt wohnen. Am besten wäre es natürlich, wenn Sato käme ...«

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen«, sagte Kersenbrock betont langsam und ruhig. »Ich werde mich umgehend mit Doktor Sato in Verbindung setzen. Meiner

Meinung nach – und der Professor ist ebenfalls dieser Meinung – sollten Sie sich noch ein wenig erholen. Das ist übrigens auch der Wunsch von Doktor Sato.«

»Erholen? Das ist gut und schön«, murmelte der Asiate fast unhörbar. »Aber vergessen Sie nicht, auch ich bin Arzt. Ich verstehe natürlich nichts von klinischer Medizin, doch bis zu einem gewissen Grad kann ich mir ein Urteil erlauben, denke ich. Sie und Ihre Kollegen werden sicherlich zu dem Schluß gelangen, daß mir jegliche Einsicht in meine Krankheit fehlt, wenn ich Sie frage – und ich frage Sie! –, ob die Behandlung meiner Frau seitens der Nazis nicht Ausdruck einer viel schlimmeren Krankheit ist? Meine Frau ...!« Plötzlich schien ihn die Wut zu übermannen, sein gelbliches, schlecht durchblutetes Gesicht verzerrte sich, und er rief in seiner Muttersprache, die Kersenbrock nicht verstand: »*Meine Frau ist Japanerin! Nach den Bestimmungen des japanischen Gesetzes ist sie Japanerin! Sie wie einen Spion zu behandeln ist ungeheuerlich! Sagen Sie mir, wer hier verrückt ist! ...* Entschuldigen Sie, Herr Doktor, meine Frau ist doch in Sicherheit, nicht wahr?«

»Mit Ihrer Frau, Herr Takashima, ist alles in Ordnung«, sagte der deutsche Arzt und lächelte leise. »Wir alle müssen jetzt stark sein. Und zwar in jeder Hinsicht, innerlich und im Hinblick auf die äußeren Umstände.«

»Ja, der Krieg ist zweifellos fürchterlich«, murmelte Takashima matt und ließ die Schultern sinken. »Und Japan? Wie steht es mit Japan, Herr Doktor? Wissen Sie, in den Zeitungen findet sich so gut wie nie ein ...«

»Ihr Land hält sich hervorragend«, sagte Kersenbrock, dessen Stimme sich plötzlich fast kalt anhörte. »Die Japaner sind tapfer und fleißig. Und sie haben Überzeugungen, im Unterschied zu diesen schlaffen und schlampigen Italienern. Japan wird siegen, wir werden siegen.«

Kersenbrock bemerkte, daß die dunklen Augen des kleinen Japaners für einen Moment befriedigt aufleuchteten. Eine Weile noch sprach er dem Kranken Mut zu und stellte ihm einige klinische Fragen, dann beugte er sich vor und sagte in plauderndem Ton: »Übrigens bin ich endlich so weit, mich an das Färben von Oligodendroglia zu machen. Und wissen Sie was, Doktor Takashima, es scheint zu funktionieren. Die von Ihrem Freund Herrn Tsujiyama entwickelte Methode ist schlichtweg brilliant. Was für eine großartige Idee, die Zellen mit Zyankali zu behandeln. In technischer Hinsicht gibt es zwar noch einige Probleme, da mir die Methode unvertraut ist, aber ...«

»Wenn Sie kein frisches Material zur Verfügung haben ...« sagte Takashima mit einer Miene, als erinnere er sich an etwas, das sehr weit von ihm entfernt war. Doch allmählich wurde der Gesichtsausdruck des asiatischen Patienten eifriger, konzentrierter. »Wenn Sie die Zellen nicht innerhalb von drei Monaten nach der Fixierung einfärben, klappt es nicht mehr richtig.«

»Gut, ich werde frisches Material verwenden. Und man braucht eine fünfprozentige Zyankalilösung, nicht wahr?«

»Das kommt in etwa hin. Wenn die Lösung zu stark ist, lösen sich die Zellsegmente auf. Daneben brauchen Sie noch eine Lösung aus Ammoniak und Silbernitrat. Dafür

lassen Sie Ammoniak in eine zehnprozentige Silbernitratlösung tropfen. Das Resultat ist ein schwarzer Niederschlag. Wenn Sie nochmals ein paar Ammoniaktröpfchen zugeben, wird die Lösung klar – Sie können mir folgen, nicht wahr –, aber der Trick dabei ist, kurz davor aufzuhören, an dem Punkt, an dem die Lösung einen leicht milchigen Ton annimmt. Wenn Sie es wünschen, können wir es gern gemeinsam machen.«

»Das wird nicht nötig sein, aber ich danke Ihnen«, sagte Kersenbrock lächelnd und streckte sich. »Falls es nicht richtig klappen sollte, werde ich Sie wieder um Rat fragen. Schon seltsam – wir waren Ihre Lehrer, Lehrer für Medizin, und jetzt sind Sie und Ihre Landsleute so weit, daß Sie uns, Ihre Lehrer, unterrichten. Wobei mir einfällt, daß wir den Einsatz der Eisenreaktion bei progressiver Paralyse ebenfalls den Arbeiten eines Japaners verdanken. Das ist wirklich aller Ehren wert.«

Es erschien Kersenbrock zwar seltsam, aber sein japanischer Patient schrumpfte, wenn man ein Lob über sein Land äußerte, vor Beschämung förmlich zusammen. Trotzdem, dachte Kersenbrock, ein ziemlich geschicktes Volk, das bei aller Nachahmerei einen erstaunlichen Standard erreicht hat. Er verzichtete darauf, eine Schwester zu rufen, und brachte Takashima persönlich auf die Station zurück.

Soweit er wußte, war der Japaner einige Monate vor Kriegsbeginn zum Studium nach Deutschland gekommen, ein damals noch junger Pathologe. Als der Krieg begann, versäumte er es, in seine Heimat zurückzukehren, und dann – der Krieg hatte sich ausgeweitet, Deutschland

die Sowjetunion und Japan Pearl Harbor angegriffen – waren plötzlich auch die wenigen noch verbliebenen Wege zurück nach Japan versperrt. Unterdessen hatte er sich in die Tochter seines Zimmerwirts verliebt und sie geheiratet, doch kurze Zeit später fiel sie den Nationalsozialisten, die Jagd auf Juden machten, in die Hände. Ihr Vater war nämlich Jude. Takashima war von Amt zu Amt gelaufen, hatte Bittschriften verfaßt und von der japanischen Botschaft eine Bescheinigung erhalten, die die neue Staatsangehörigkeit seiner Ehefrau bestätigte, womit er schließlich ihre Entlassung erreichte. Er selbst jedoch wurde darüber etwas seltsam – vielleicht spielte dabei auch die Sorge um seine Frau eine Rolle. Er schien nicht begreifen zu können, warum es verwerflich sein sollte, Jüdin zu sein. Zeitweise, wenn er außerordentlich erregt war, sagte er Dinge, die an Wahnvorstellungen grenzten. Eine Weile kümmerten sich andere Japaner um ihn, die ebenfalls in Deutschland festsaßen, doch seit einem Jahr befand er sich im Krankenhaus. Man hatte ihn mit Insulin behandelt, dem Anschein nach mit Erfolg, denn seit kurzem schienen krankhafte Symptome auszubleiben. Nicht daß seine Vorgeschichte oder seine Symptome für Kersenbrock von besonderlichem Interesse waren.

Am Eingang zur Station streckte der großgewachsene Arzt, den Rücken ein wenig gekrümmt, die Hand aus und sagte: »Dann weiterhin gute Besserung, Doktor Takashima!«

»Danke, Herr Doktor«, sagte der kleine Japaner niedergeschlagen.

Die Nachricht von der Tragödie in Stalingrad, die Anfang Februar 1943 publik gemacht wurde, war für die Deutschen mehr als ein Schock. Danach war nichts mehr wie zuvor. Die Kriegslage wurde immer nur schlimmer, eine Wendung unmöglich, und daran änderten auch die Züge nichts, die man mit Soldaten vollpferchte, um sie in den Krieg zu schicken – alte Männer, die als Reservisten taugen mochten, für einen Einsatz an der Front aber gänzlich unbrauchbar schienen, und halbe Kinder. An allen Fronten nahm die Lage von Tag zu Tag bedrohlichere Formen an. Im Mai des Jahres stellten in Nordafrika die Truppen der Achsenmächte die Kampfhandlungen ein, im September, fast über Nacht, beging Italien Verrat an seinen Verbündeten, während sich die gewaltige, aus dem Osten herandrängende rote Flut immer tiefer in die riesigen Gebiete hineinfräß, die von deutschen Truppen besetzt waren, und zu diesem Zeitpunkt bereits den Dnjepr erreicht hatte. Mittlerweile war das Reich selbst zum Kriegsschauplatz geworden. Amerikanische und britische Luftstreitkräfte ließen bei ihren Baedeker-Angriffen TNT-Bomben auf alle deutschen Städte regnen und verwandelten sie über Nacht in Ruinenlandschaften. Und auch unbedarfte, schlichte Bürger, die bis dahin keinerlei Zweifel gehabt hatten, begannen sich nun insgeheim immer wieder dieselbe Frage zu stellen: *Kann es nicht vielleicht doch sein, daß er, der Führer, sich geirrt hat?*

Doch selbst in diesen Zeiten blieb die Landesnervenheilanstalt im Süden Deutschlands, in der Kersenbrock arbeitete, erstaunlicherweise von den Auswirkungen des

Krieges weitgehend verschont. Selbst in den Tagen, in denen an den Universitäten, diesen heiligen Stätten der Wissenschaft, Professoren Vorlesungen mit dem Hitler-Gruß begannen und die Studenten während der Semesterferien an die Front geschickt wurden, ging in dieser Spezialklinik das Leben weiter wie bisher, isoliert von der Außenwelt. Gewiß, die Zahl der Ärzte und Pflegekräfte hatte sich verringert, und die nur eine Zugstunde entfernte Stadt war bereits mehrfach aus der Luft angegriffen worden. Auch die Versorgungslage hatte sich verschlechtert. Im Prinzip aber war alles beim alten geblieben. Nur zu Beginn des Krieges war die Zahl der Patienten einmal plötzlich gesunken. Familien, denen bedrohliche Gerüchte zu Ohren gekommen waren, hatten Kranke gegen den Willen der Ärzte aus der Anstalt geholt und bei sich zu Hause versteckt. Die Gerüchte hatten sich allerdings als leeres Gerede erwiesen. Zur Sorge bestand kein Grund, und inzwischen war wieder jedes einzelne der sechshundert Betten mit den alten Patienten belegt. Die Anstalt war nichts als ein kleines Landeskrankenhaus, und Gerüchte machten in seinen alten Gemäuern erst dann die Runde, wenn sie in der Öffentlichkeit längst vergessen waren.

Professor Erhard Zehrer, der Leiter des Krankenhauses und nomineller Inhaber eines Lehrstuhls, hatte längst ein Alter erreicht, in dem er ein zurückgezogenes Leben hätte führen können, wenn es nicht seinem Wesen widersprochen hätte. Anders als die meisten anderen Professoren, die sich mit zunehmendem Alter von Patienten entfernten, um in die Welt des Denkens einzutauchen, studierte er

nach wie vor die ausdruckslosen Mienen langjähriger Schizophreniekranker und lauschte aufmerksam ihrem sinnlosen Gemurmel. Daran ließ er sich weder von seinem chronischen Rheumatismus hindern, der ihn beim Gehen beeinträchtigte, noch von seinem Blutdruck, der alles andere als normal genannt werden konnte. Seiner Überzeugung nach war Wissen an sich wertlos und Erkenntnis um der bloßen Erkenntnis willen eine Art therapeutischer Nihilismus; ihm zufolge bestand die Daseinsberechtigung von Ärzten ausschließlich darin, Kranke zu heilen. Zehrsers hinfällige Gestalt – er verließ täglich die Dienstwohnung, die sich im Krankenhaus befand, und tauchte kurz danach bei den Patienten auf – war der lebende Beweis für seine Überzeugung. Häufig kehrte dieser kleingewachsene alte Mann, dessen Haare sich über der Stirn lichteten, zum Mittagessen nicht in seine Wohnung zurück, sondern aß zusammen mit den jungen Ärzten in der Kantine, denn das war der einzige Ort, wo er alle auf einmal zu Gesicht bekam.

Als Kersenbrock die Kantine betrat, saßen, mit Ausnahme des Krankenhausdirektors, die Ärzte an einem Tisch und löffelten ihre Suppe. Von Harras, der Oberarzt, der beliebte Radowulf, Frau Dr. Weise und Setzler, der noch bis vor kurzem Student gewesen war. Mit ihm, Kersenbrock, war das die gesamte Ärzteschaft, die noch am Krankenhaus tätig war, zuständig für die Untersuchung und Behandlung von sechshundert Patienten.

»Was für ein Blödsinn! Was für ein ausgemachter Blödsinn!« rief Zedrick Radowulf, während er sich den Mund mit Bohnen vollstopfte; sein fatter Körper bebte. Wenn er kaute oder sprach, wabbelten und zuckten seine Hängebacken derart, daß es fast nach Absicht aussah. Wenn man von ihm sagte, daß er an einer leichten Herzklappenschädigung litt und anstrengender Arbeit nicht gewachsen war, schenkte einem niemand Glauben, doch es entsprach der Wahrheit, und Radowulf selbst achtete mit übertriebener Vorsicht darauf, sich im Alltag nicht zu übernehmen. So machte er sich, immer bestens gelaunt, zwar über alles und jedes lustig, ging aber nie so weit, vor Lachen loszubrüllen.

»Was für eine anachronistische Haltung! Es rührt mich zu Tränen, wenn ich sehe, wie hartnäckig Sie gegen den Strom schwimmen. Es stimmt doch, Frau Weise, daß Sie sogar gegen die Sterilisation von Geisteskranken sind, und das in einer Zeit, in der alle durch den Schornstein wandern!« Ungeniert starrte Radowulf die neben ihm sitzende Ärztin an, ihr Profil mit den markanten Wangenknochen, dem ungesund wirkenden Teint. »Die Frage ist doch, ob sich in diesen Fällen, in denen Erbfaktoren eine derart große Rolle spielen, andere Behandlungsmethoden denken lassen! Was wir bei dieser Entscheidung brauchen, ist Vernunft, nichts als Vernunft. Gefühle waren schon immer ein drittklassiger Formalismus. Wozu denn, glauben Sie, verfügen wir über einen so schönen Begriff wie ›dominante Vererbung‹? Sagen Sie, was Sie wollen, aber die Sterilisation ist vernünftig und aus ethischen Gründen gebo-

ten, sie hat – wenn Sie mir die Bemerkung gestatten – sogar etwas Religiöses. Wie auch die Euthanasie, deren religiöser Charakter außer Frage steht.«

Radowulf verstummte, während sein dicker Körper abermals bebte. Er wirkte zufrieden. Soeben war es ihm gelungen, an Frau Weise gerichtet, zweimal das Wort »religiös« zu verwenden, und seine Freude darüber war offensichtlich.

»Mein lieber Zedrick«, sagte der stets zu ruhigem Auftreten neigende von Harras ein wenig gequält, »du solltest nicht ständig mit Ausdrücken wie ›durch den Schornstein wandern‹ oder ›Euthanasie‹ um dich werfen. Die Gerüchte, die besagen, daß diese Dinge tatsächlich geschehen, sind doch idiotisch.«

»Idiotisch? Und was ist dann mit den Predigten von Bischof von Galen?«

»Ich glaube kein Wort davon!« sagte von Harras unangemessen ernst. In seinen leicht verschleierte Augen unter der breiten Stirn lag ein Blick, als säne er darüber nach, was er eben gesagt hatte. »Es ist kaum denkbar, daß auf den Befehl Berlins hin solche Dinge geschehen.«

»Keine Frage! Das meine ich auch!« sagte Radowulf, um das Thema zu wechseln.

Für Radowulf war Krieg ein gewaltiges Handeln, in dem der Wille zum Guten und Schönen seinen Ausdruck fand, und fast täglich hörte man ihn aufgebracht sagen, daß er es den Feinden Deutschlands, und zwar allen Feinden, schon zeigen würde, wenn seine chronische Krankheit ihn nicht daran hinderte. Aber selbst für ihn war von

Harras eine Nummer zu groß. Von Harras kam aus einer vornehmen Familie, er war ein exzellenter Wissenschaftler und zudem, und das zählte mehr als alles andere, ein Held, der zu Beginn des Krieges an vorderster Front in Holland und Frankreich gekämpft hatte. Einer seiner Vorfahren hatte als General unter Friedrich dem Großen gedient, und sein älterer Bruder, ein Marineoffizier, war so bekannt, daß selbst Frauen und Kinder den Namen des Schiffes kannten, auf dem er fuhr.

»Die Frage der Euthanasie ist natürlich mit dem ein oder anderen Problem verbunden«, sagte Radowulf, »aber Frau Weise ist gegen Sterilisationen. Gegen Sterilisationen, die immerhin strikt legal sind.«

»Und wenn schon!« sagte Frau Weise entschieden. »Auch Dinge, die legal sind, können unmoralisch sein!« Aufgrund ihrer ausgeprägten Wangenknochen ging eine gewisse Strenge von ihr aus, aber sie war jung genug, um Radowulf als Zielscheibe für spöttische Bemerkungen zu dienen, zudem war sie natürlich noch ledig, auch wenn sie Frau Weise genannt wurde. »Nehmen Sie beispielsweise nur einen Fall, von dem ich persönlich weiß, den Fall einer Frau, die geistig in hohem Maße zurückgeblieben war. Als wir ihre Geschwister untersuchten, stellten wir fest, daß auch die mehr oder minder schwachsinnig waren. So weit, so gut. Die Frau wurde also in Dresden sterilisiert. Später aber gewann diese Frau, die kaum für sich selbst hatte sorgen können, Verstand und wurde ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft. Sie heiratete und war ihrem Mann eine gute Ehefrau. Ein typisches Beispiel für eine Spätent-

wicklerin. Sie war glücklich, aber ihr Unglück war, daß sie keine Kinder zur Welt bringen konnte. Sie konnte keine bekommen, also wollte sie unbedingt welche. Schließlich stahl sie einfach den Säugling einer anderen Frau. Und schuld daran war die Sterilisation!«

»Ausnahmen gibt es immer! Alles nur eine Frage der Pro-pro-prozente!« sagte Radowulf und geriet ins Stottern, so sehr erheiterte ihn das Gespräch. »Wie soll man denn Reformen durchführen, wenn man sich um jeden Einzelfall kümmert? Ja, ich sehe schon, daß Sie die Stirn runzeln. Aber es ist genau dieses Stirnrunzeln, das wirklichen Fortschritt vereitelt. Gestehen wir einmal zu, rein hypothetisch, daß aus Ihrer Schwachsinnigen eine normale erwachsene Frau geworden ist – wenn diese Frau nun ein Kind zur Welt brächte, wie könnten Sie dann mit Sicherheit vorhersagen, daß dieses Kind nicht hochgradig schwachsinnig wäre? Wenn es aber schwachsinnig wäre – und das wäre es mit hoher Wahrscheinlichkeit –, wäre niemandem damit gedient, weder dem Kind noch der Mutter. Für die Gesellschaft und den Staat wäre es nur eine Belastung. Wozu soll Genetik denn gut sein, wenn wir nicht Gebrauch von ihr machen? Oder schlagen Sie etwa vor, daß wir in die Vergangenheit zurückkehren, in der alles und jeder vom Teufel besessen war?«

»Natürlich nicht!« sagte die Ärztin geduldig, ohne eine Miene zu verziehen. »Ich fühle mich dem wissenschaftlichen Denken ebenso verpflichtet wie Sie. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß es auch im Fall der Sterilisation Menschen sind, die die Urteile fällen. Es ist die Wissen-

schaft, die mit Humbug und all den wirren Ideen auf-räumt, die in ihrem Namen vertreten werden. Aber jedes System, und mag es noch so großartig sein, ist unvollkom-men, solange in seinem Rahmen Menschen agieren. Und wie leicht können doch Wahnideen entstehen. Zumal in Zeiten wie diesen!«

»Aha«, sagte Radowulf spöttisch, »in Zeiten wie diesen also!«

Er warf sich in die Brust und setzte zu einem längeren Sermon an, atemberaubend schnell, als wollte er die Ärztin in einer Flut von Sätzen ertränken.

»Und was wären das, Ihrer Ansicht nach, für Zeiten? Gewiß, es ist Krieg. Und was ist das für ein Krieg, Ihrer Meinung nach? Es ist ein Krieg, in dem wir um Ideale kämpfen! Allerdings gab es noch nie eine Zeit ohne Krieg, wenn Sie mir die Bemerkung gestatten. Womit ich nicht sagen will, daß Deutschland ohne Krieg nicht existieren könnte, aber der Fortschritt verlangt nach Blut. Nach dickem, rotem Blut! Nein, bemühen Sie sich nicht, ich weiß genau, was Sie sagen wollen. Wie ich Sie kenne, sind Sie der Meinung, daß wir, wenn wir die manische Depression aus der Welt verschwinden ließen, gleichzeitig viele andere Dinge zum Verschwinden brächten – alle Farben, allen Reichtum und alle Leidenschaft, die Melancholie und die Traurigkeit der Dinge. Und was bliebe, wären Psychopatie und Schizophrenie – eine der ständigen Bemerkungen unseres Direktors. Doch das Gemurmel und Genörgel des guten alten Lehrers dient nur dazu, aller Welt mitzuteilen, daß auch er einmal jung gewesen ist! Aber es gibt noch

andere Farben, und die Frage ist, wofür Sie sich entscheiden – für nützliche Farben oder für giftige? Es steht natürlich außer Frage, daß es die grellen Farben des Flügelstaubs sind, die sich in den Augen von Schmetterlingsammlern so attraktiv ausnehmen, aber Sammler sind für unseren Staat überflüssige, nutzlose Existenzen, so brauchbar wie der Staub in alten Studierzimmern. Das Ende der schmutzigen Juden! Juden – das sind die Sammler! Die wissen nichts vom Kampf, vom Kampf in der wahren Bedeutung des Wortes. Denn Kämpfen bedeutet, in der Welt für Ordnung zu sorgen, sie zu läutern und vom Schmutz zu reinigen. Doch diese Kerle sitzen da, bis sie schimmelig sind, und verzehren in Trägheit ihr täglich Brot. Und ganz sicher nicht das harte Brot, das man uns serviert, sondern Brot von bester Qualität. Diese Kerle essen heimlich gutes Brot und trinken verstoßen süßes Wasser!«

Er lachte, so sehr, daß sein fetter Körper wieder zu beben begann. Das schallende Gelächter, das in seinen eigenen Ohren idiotisch klang, hatte immerhin zur Folge, daß die anderen vergaßen, wie unsinnig und wirr sein Gerede war.

Allerdings war unklar, ob der junge Ernst Setzler, der mit am Tisch saß, Radowulfs Geschwätz überhaupt zugehört hatte. Setzler, ein magerer blonder Mann, war noch vor kurzem Student gewesen, doch in seinem Blick war nichts zu erkennen, was ein Betrachter mit Jugend in Verbindung gebracht hätte. Nach Kriegsbeginn hatte Setzler nur für kurze Zeit das normale Leben eines Medizinstudenten führen können. Schon bald zum Kriegshilfsdienst

eingezogen, war er einem Sanitätskorps zugewiesen und als Krankenpfleger an die Front nach Frankreich geschickt worden. Anschließend hatte man ihn in ein Studentekorps in München gesteckt. Und so hatte er ein Studium absolviert, in dem von Kontinuität keine Rede sein konnte. Halb war er Student gewesen, halb Soldat. Sein Leben hatte er zum einen Teil in der Kaserne und zum anderen Teil an der Universität verbracht, wo er Vorlesungen hörte und im Universitätskrankenhaus Praktika machte. Während seiner Studentenzeit war er in den Semesterferien zweimal an der Ostfront gewesen, das zweite Mal gegen Ende des Jahres 1942, in dem sich die Kriegslage drastisch veränderte, und vor allem bei diesem letzten Einsatz mußte er Erfahrungen gemacht haben, die alles, was jung an ihm gewesen war, abgeschliffen und seine schlichte, jedoch festgefügte Lebensanschauung von Grund auf erschüttert hatten. Seit er am Krankenhaus war, hatte er noch nie über Radowulfs vulgäre Scherze gelacht, und man sah ihn auch nur höchst selten lächeln, wenn man sich im Kollegenkreis ein Gläschen genehmigte. Jeder Versuch, ihm ein Wort über die Kämpfe zu entlocken, war vergeblich. Er schwieg und erledigte einfach seine Arbeit. Trotz der Prothese, die seinen linken Arm ersetzte, und dem leichten, aber durchaus wahrnehmbar hinkenden Gang, den er einer zertrümmerten Kniescheibe verdankte.

Auch Karl Kersenbrock beteiligte sich nicht am Tischgespräch. Er war in Gedanken bei seiner Arbeit. Um zu brauchbaren histologischen Präparaten zu gelangen, mußte das Gehirn in hauchdünne Scheiben geschnitten wer-

den. Ja, dieses Mal würde er es nicht in gefrorenem, sondern in paraffinfixiertem Zustand schneiden. Er wischte die restliche Soße auf seinem Teller mit einem Stück Brot auf und dachte, daß auch das Brot mittlerweile lausig schmeckte. Im nächsten Moment erscholl eine dermaßen laute Stimme im Raum, daß selbst Kersenbrock nicht umhinkonnte, den Kopf zu heben. Es war der beleibte Radowulf, der, begleitet von großen Gesten, soeben eine jener Ansprachen hielt, für die er eine ausgeprägte Schwäche besaß.

»Verehrte Anwesende!« sagte Radowulf und schlug etwas zu nachdrücklich auf den Tisch. »Ich wünsche, daß ihr euch Gedanken über ein Geschenk für Fräulein Burger macht, ein Geschenk, das selbst das Herz dieser Dame, das hart wie Eis ist, zum Schmelzen bringen wird. Und ich wünsche, daß ihr euch schnell etwas einfallen laßt! Um Fräulein Burger, dieser stolzen Besitzerin eines Schnabels, der einem Specht alle Ehre machte, zu gefallen, bedarf es eines Wunders, ja, eines Wunders, das größer sein muß als alle Wunder, an die Frau Weise glaubt. In besseren Zeiten könnten wir uns etwas aus dem Pelzwarengeschäft in der Rue La Boétie schicken lassen, aber diese Möglichkeit scheidet derzeit aus. Ursprünglich hatte ich noch eine andere Idee, nämlich Fräulein Burgers Zimmer heimlich in ein Golgatha zu verwandeln, bedauerlicherweise jedoch hat Kollege Setzler keinen einzigen Iwanschädel aus Rußland mitgebracht ...«

Fräulein Burger, eine steife, spröde Erscheinung, war die Sekretärin des Direktors und hatte mittlerweile ein Al-

ter erreicht, das es nach allgemeiner Einschätzung undenkbar erscheinen ließ, daß sie in diesem Leben noch einmal heiraten könnte. Andererseits besaß sie wie die Sekretärinnen an Lehrstühlen und die Chefsekretärinnen anderer Krankenhäuser eine Macht, mit der sie hinter den Kulissen agierte, und von ihr gemustert zu werden, verhielt ebensowenig Gutes, wie vom Chef persönlich gemustert zu werden. Nun stand bald Fräulein Burgers Geburtstag an. Die Suche nach einem Geschenk bereitete den Ärzten alljährlich ernsthaftes Kopfzerbrechen, und dieses Geschenk war auch der Anlaß für Radowulfs Ansprache.

Die Debatte über die Sterilisation und die Beratungen wegen des Geschenks zeigten aber auch, daß sich in der Nervenheilstation im Prinzip nichts verändert hatte. In dem alten, seit über dreißig Jahren existierenden Krankenhaus war alles wie immer. Ungeachtet der Not, die der Krieg mit sich brachte, lag es fernab der Stadt inmitten von Hügeln und Feldern, umgeben von dunkel gewordenen Außenmauern, abgeschnitten von der Öffentlichkeit, eine Einrichtung, an der die Zeit vorüberging.